

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 13 (1961)
Heft: 25

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

JUGOSLAWIEN UND SEINE RAETSEL

ZS. Im Europadienst des britischen Radios hat Karl Lavrencic über dieses Land gesprochen, das uns Westeuropäern mehr als ein Rätsel aufgibt. Ist noch die ausgesprochene Abneigung gegen Deutschland nach all den fürchterlichen Erfahrungen unter der deutschen Besetzung einigermaßen verständlich, so muss doch die Situation dieses Landes, das eine Reihe von verschiedenartigen Völkern umfasst, besonders in den Grenzgebieten gegenüber den Sowjet-Blockstaaten, schwer verständlich erscheinen.

Der Sprecher ging davon aus, dass er 1946 beim Verlassen dieses Staates an den Strassenecken noch riesige Bilder von Stalin und Tito sah. Anschläge und Fahnen bejubelten den grossen, roten Alliierten und Bruder. Viele junge Leute schienen entschlossen, ihr Land in eine Republik der Sowjet-Union umzuwandeln, je schneller, desto besser. Niemals hätte er eine Entwicklung für möglich gehalten, wie sie dann tatsächlich eintrat.

Als er nach 15 Jahren wieder jugoslawischen Boden betrat, war er überrascht, wie die meisten Leute ihre früheren Überzeugungen vollständig geändert hatten. Die Sowjet-Union und ihre Methoden waren zu tiefst diskreditiert. Am stärksten war dies in jenen Grenzbezirken fühlbar, welche Sowjet-Blockländer zu Nachbarn hatten. Früher waren dies die unruhigsten Gegenden gewesen, die Einwohner dort wollten nichts mit den "Serben" zu tun haben. Die Ungarn, Mazedonier und Albanier, eigenständige Minderheiten, besaßen eine natürliche Tendenz zu ihren benachbarten Brüdern, mit denen sie viel lieber zusammengelebt hätten, als unter einer fremden, jugoslawischen Regierung in Belgrad. Noch heute verfolgt denn auch Tirana in Albanien eine heftige, unablässige, irredentistische Politik auf Eingliederung der unter den Belgrader "Serben" lebenden Albanier. Und auch aus Sofia in Bulgarien sind solche Töne, allerdings etwas vorsichtiger formuliert, für die in Jugoslawien lebenden Mazedonier zu hören.

Doch das alles stösst heute in Jugoslawien auf taube Ohren. Zum Beispiel das Völkergemisch an der albanischen Grenze, obwohl sehr arm, nur auf das angewiesen, was es selbst produziert, alle die Mazedonier, Albanier, Türken, Zigeuner, die oft in einem Dorf zusammenleben, und die schon an den Kostümen leicht auseinandergehalten werden können, sind zwar durchaus nicht mit allem einverstanden, was Tito unternimmt. Sie neigen überhaupt zum Schimpfen, misstrauen sich auch alle gegenseitig. Besonders die Steuern sind ihnen viel zu hoch. Doch ein Albanier würde heute auf keinen Fall in Albanien leben wollen. Er würde da "jeden Tag nur Mais bekommen", wäre seine lachende Antwort. Das ist dort die allgemeine Stimmung gegenüber den Sowjetblockländern.

Ebensowenig wollen die Mazedonier etwas von Bulgarien wissen. Die dort heftig propagierte Theorie, dass die Mazedonier in Wahrheit Bulgaren seien, findet keine Resonanz mehr. Sie sind es auch tatsächlich nicht, wohl aber sind sie glücklich, dass ihre mazedonische Sprache offiziell von der jugoslawischen Regierung anerkannt wird und in den Schulen gesprochen werden darf. Das ist gerade das Gegenteil, was den Mazedoniern in Bulgarien widerfährt.

Nicht anders steht es mit den Ungarn in der Wojwodina. Diese besitzen dort etwa einen Drittel aller Bauerngüter, und das Land ist ausserordentlich fruchtbar. Sie können keinen nennenswerten Kontakt mit ihren Brüdern jenseits der Grenze pflegen, sind jedoch sehr gut über die Kollektivierung der Landwirtschaft und die harten Druckmassnahmen des Kadar-Regimes orientiert. Das bei ihnen herrschende Gefühl ist: "Wir danken Tito, dass er uns vor einem schlimmen Schicksal bewahrt hat".

Nach den vielen, bitteren Erfahrungen, welche die jugoslawischen Kommunisten in der Landwirtschaft machen mussten, scheinen sie den Klassenkampf gegen die Bauern begraben zu haben. Diese haben sich als die Stärkeren erwiesen, jedenfalls auf lange Zeit hinaus. Es werden jetzt in Belgrad alle Anstrengungen unternommen, um das Vertrauen der freien Bauern zurückzugewinnen, was allerdings, wie Lawrencic meint, lange Zeit in Anspruch nehmen wird. Die Bauern können ihre eigenen, kleinen Güter bearbeiten, doch wenn sie ihre Produkte auf den Markt bringen wollen, wird ihnen die Zusammenarbeit mit Genossenschaften nahegelegt. Oder sie können letztere auch auf ihren Feldern arbeiten lassen mit Traktoren und Maschinen gegen einen guten Anteil an der Ernte. Die jugoslawischen Kommunisten haben herausgefunden, dass Reklamesprüche, pathetische Reden, farbige Spruchbänder, weder leidenschaftliche Appelle noch Ermahnungen oder Drohungen das Volk dazu bewegen können, etwas ohne Gegenleistung zu geben, und am wenigsten die Bauern. Die geben nie etwas heraus ohne nicht gleichzeitig etwas dafür zu erhalten. Tito hatte den Mut, diese Wahrheit anzuerkennen, welche die Kommunisten anderswo noch glauben missachten zu können.

Lawrencic vergleicht diese Situation mit der Ukraine, die er kürzlich besuchte. Er war dort überrascht davon, dass in den Städten noch immer Lebensmittelmangel herrschte. In Odessa gab es in keinem der Staatsläden frisches Fleisch. In Kiew fragte er eine verärgerte Frau, die in einer langen Reihe vor einem Butterladen anstehen musste, woher denn dieser Mangel in einem Gebiet käme, das für seine Fruchtbarkeit berühmt sei. Ihre Antwort war sehr einfach: "Bauern arbeiten nicht für nichts". Auf russischen Staatsgütern arbeiten Frauen für 20

Rubel im Monat, während ein durchschnittliches Paar Schuhe 30 Rubel kostet. Die meisten Bauern auf den Kollektivfarmen in der Ukraine verdienen neben dem Essen 10 Rubel oder weniger im Monat. Sie befanden sich selbst in der schlimmen Zarenzeit viel besser.

Anders in Jugoslawien. Der wirtschaftliche Aufschwung ist einer der schnellsten auf der Welt. Es gibt eine sehr lebendige Industrie, die über das ganze Land verteilt ist. Neue Fabriken entstehen besonders im unterentwickelten Süden. An der albanischen Grenze entsteht ein besonders starkes, elektrisches Kraftwerk. In Mazedonien wird ein grosses, neues Stahlwerk mit einer Produktion von einer Million Tonnen im Jahr gebaut. In den Städten gibt es heute überall moderne, grosse Wohnblöcke. Die Frage allerdings, ob das alles auf solider, wirtschaftlicher Grundlage errichtet wird, lässt sich von aussen nicht entscheiden.

Sogar an der albanischen Grenze, am See Ohrid, sehr abgelegen, gibt es ein Luxus-Hotel. Rentieren soll es allerdings noch nicht; es wird mit grossen Staatssubventionen unterhalten. Mit diesen soll jetzt allerdings aufgehört werden; alle staatlichen Unternehmen sollen auf eigene Füsse gestellt werden und sich selbst erhalten, oder dann eben eingehen. Dem Kenner der Verhältnisse scheint dies sehr ehrgeizig zu sein, besonders für den unterentwickelten Süden, wo die Produktivität der Arbeit bemerkenswert tief liegt. In Skopje z.B. ist diese für die dortigen Metallwerke ein schweres Problem. Sie versuchen durch moderne Rationalisierungsmethoden, die sie dem Westen abgesehen haben, dem Uebelstand beizukommen. Die Jugoslawen sind überhaupt sehr darauf aus, vom Westen zu lernen. Die technische Zusammenarbeit mit westlichen Industriefirmen ist ein wichtiger Grundzug der jugoslawischen Wirtschaft. Auf diese Weise kann eine grosse Zahl von Industrieerzeugnissen hergestellt werden, Traktoren und Motorwagen inbegriffen.

Ein jugoslawisches Unternehmen wird durch eine Kommission geleitet, die durch den "Arbeiterrat" gewählt wird. Dieser muss jedoch mit einem vom Staat ernannten Direktor zusammenarbeiten. Die Titoisten sind sehr stolz auf diese Erfindung und schlagen sie überall breit, doch wird ihre Wichtigkeit übertrieben. Immerhin trifft es zu, dass sie den Angestellten einen gewissen Einfluss in einer Fabrik gewährt, und ihr Interesse an ihrem Gedeihen steigert. Das ist natürlich in einem Lande, in welchem es keine freien Gewerkschaften gibt, sehr wichtig. Die Arbeiter sind auch am Gewinn beteiligt und können in gewissen Grenzen auch die Art beeinflussen, in welcher die Gewinne verbraucht oder verteilt werden. Doch viel wichtiger scheint die Tatsache, dass diese verstaatlichten Unternehmen untereinander wirklich und echt im Konkurrenzkampf liegen. Und dass der Grundsatz des finanziellen Anreizes die diskreditierte Praxis des sogenannten "sozialistischen Wettelaufens" zur Erfüllung der verschiedenen Pläne ersetzt hat, während dieser unhaltbare Grundsatz im Sowjet-Block noch durchaus in Mode steht. Während also in Jugoslawien der Anreiz, Güter zu produzieren, und zu verkaufen, ganz auf dem Gedanken des finanziellen Gewinns basiert, gelangen auch die Konsumenten, besonders die Hausfrauen, - in allen kommunistischen Gesellschaften die am meisten vernachlässigten Menschen - zu ihrem Recht. Die Läden sind gut aufgefüllt und auch der Dienst in den Hotels ist gut, ein bedeutsamer Aufschwung in den Lebensbedingungen in der Sowjetunion. Auch die Qualität der Waren ist in den letzten Jahren besser geworden, und Mangel an Lebensmitteln gibt es nicht.

Allerdings sind die Löhne im Verhältnis zu den Preisen sehr niedrig. Das Volk muss den Kommunismus unsinnig teuer bezahlen. Ein anständiger Anzug für einen Mann kostet bedeutend mehr, als was ein durchschnittlicher Arbeiter im Monat verdient. Erstaunlich nur, dass die Leute wenigstens in den Städten so viel sauberer angezogen wirken als in andern kommunistischen Ländern. Es gibt auch viel mehr Privatautos in den Strassen, besonders in Slowenien, als etwa im benachbarten Ungarn. Es ist eben so, dass die Behörden jetzt eine beträchtliche Zahl von Privatunternehmen erlauben oder doch stillschweigend tolerieren. Viele Leute können auch nach Westeuropa reisen. Einige gehen dorthin auch zur Arbeit, um dann ihre Ersparnisse heimzubringen.

Das ändert allerdings nichts daran, dass kein Mann des Westens in Jugoslawien leben möchte. Es fehlt so vieles dort, dass man es nicht aufzählen kann. Nicht zuletzt auch die Tatsache, dass man im Westen viel besser und mehr Geld verdienen kann, falls man einen Beruf beherrscht. Doch das Schlimmste ist, dass es doch immer noch die Diktatur gibt, und wenn auch die Ideen des eingesperrten, oppositionellen Milowar Djilas durchaus nicht unvolkstümlich sind, so hütet sich doch jeder, sie zu fördern oder auch nur laut davon zu reden. Es gibt keinerlei Möglichkeiten an den Taten der Regierung Kritik zu üben. Zwar sind die Zeitungen aus dem Westen leicht erhältlich und werden in den Cafés begierig gelesen, aber es gibt keine Freiheit der Meinungsäusserung, weder in der Rede noch in der Schrift. Dagegen können alle wirtschaftlichen Verbesserungen nicht aufkommen, weil der Mensch nicht von Brot allein lebt. Immerhin zeigt Jugoslawien, dass es auch einen friedlichen Versuch zum Kommunismus gibt (wenn Moskau auch behauptet, das sei kein echter Kommunismus), dass dafür die unmenschlichen Blutmethoden und Massengräber des orthodoxen Marxismus unnötig sind. Das ist es, was die intoleranten Dogmatiker in Moskau und Pe-

king rasend macht, der Respekt vor dem menschlichen Leben, während sie wie alle Dogmatiker glauben, im Besitz der alleinigen Wahrheit zu sein und nur ein Enweder-Cder zu kennen, was die andern zu vernichten gestattet.

Die Stimme der Jungen

WARUM ES NICHT MEHR GING

X. Sie wollen wissen, warum ich mein Leben riskierte, um nach Westberlin zu gelangen, über die Mauer, den Stacheldraht hindurch und der Salve einer Maschinenpistole hinterdrein, die mich glücklicherweise nur leicht verletzte? Dazu noch als Mädchen? Das ist nicht so leicht zu sagen. Ich kann die Gründe nicht so leicht fein säuberlich aufeinander legen mit einem roten Schnürchen darum herum. Mein Seelenzustand ist jetzt ein ganz anderer als vor der Flucht. Ich hatte seinerzeit an der freien Universität Berlin, also im Westen studiert. Das war damals keine politische Entscheidung, denn meine Liebe galt der Literatur und dem Film. Ich wollte ungestört die mir passenden Bücher lesen und interessante Filme sehen. Ich dachte nicht daran, im Westen zu bleiben, der Osten ist meine Heimat, in der ich aufwuchs. Ich wollte in meinem Kopf ein Geheimfach von Wissen und Urteilen haben, wenn ich wieder zurückging, das mir allein gehörte, mir helfen sollte, mich auf meinem Gebiete zurechtzufinden und mir für alle Zeiten bleiben würde. Ich hielt es für möglich, unter dem Kommunismus zu leben, und ausserdem glaubte ich, dass der ganze, unwirkliche Spuck der Kommunisten bei einem so denkenden Volk wie dem deutschen eines Tages verschwunden sein würde. Heute weiss ich und bin mehr als je davon überzeugt, dass die Roten lächerlich sind, und dass sie durch Lachen getötet werden könnten. Das Dumme ist nur, dass jedermann im Osten so Angst hat und zu müde und apathisch ist, um zu lachen. Deshalb können sie fortfahren, das Land zu bolschewiesieren, und sehen fett und streng dabei aus. Wünscht jemand zu lachen?

Doch ich hatte nicht lange Frieden in West-Berlin. Es besuchten mich bald sehr gepflegte Herren und Damen, ganz westlich, die mir dauernd von meiner Familie sprachen und gleichzeitig von meiner Pflicht für das ost-deutsche Vaterland, und dass ich doch rasch wieder nach Ost-Deutschland zurückkehren sollte. Ich sagte Nein. Ich wollte mein Studium abschliessen. Sie fingen dann an, mich jeden Tag zu besuchen und sprachen mir immer dringlicher von meiner Familie, der es sehr schlecht gehen könnte, manchmal während 5 Stunden oder länger, immer wieder das gleiche. Es war schliesslich unerträglich und ich gab nach. Ich schloss mein Studium in Ost-Berlin ab und kam als Sekretärin zum Theater und Film, wie ich es mir immer gewünscht hatte. Ich bekam bald den Auftrag, Manuskripte zu lesen und zu kritisieren. Es befanden sich sehr gute darunter, doch wir nahmen niemals diese an, sondern nur "guten, soliden, sozialistischen Realismus". Befand sich ein Korn Wahrheit darin, so hatte das Manuskript keine Chancen. Da ich die Texte zuerst las, konnte ich Gutes tun; wenn irgendetwas darin stand, das nicht auf der Linie lag, sandte ich es dem jungen Verfasser zurück mit einer Warnung, es nirgends zu zeigen, wenn er nicht verhaftet werden wollte.

Ich musste dann der deutsch-sowjetischen Freundschaftsgesellschaft beitreten. Jedermann musste irgend so etwas tun, um den Schein zu wahren. Es schien wirklich harmlos. Allerdings, als ich mich an einer Tagung nicht mehr beherrschen konnte, und fragte, warum denn keine freien Wahlen abgehalten und eine gesunde Wirtschaft errichtet werden könnte, welche sichere Grundlagen für das kulturelle Leben abgäbe, wurde ich sofort unterbrochen und mir befohlen, mich hinzusetzen. Wir mussten dann nicht nur dialektischen Marxismus diskutieren, sondern uns auch im Gewehr schiessen und Marschieren üben. Wir sollten gegen die amerikanischen Imperialisten und ihre westdeutschen Lakaien kämpfen. Ich für mich wäre beim Anblick des ersten amerikanischen Soldaten verrückt vor Freude geworden. Mein Ausbruch hatte übrigens keine schlimmen Folgen, da mich der Gruppenführer gut leiden konnte und nur ein ernstes Gespräch mit mir führte, sodass sein Rapport über mich nicht zu schlimm ausfiel. Ich kam dann durch meine Stellung ganz natürlich in Verbindung mit Presseleuten, Redaktoren und Reportern. Eines Tages erschien dann die Polizei bei mir und fragte mich über sie aus. Sie fragten auch, ob ich nicht eine kleine Geste guten Staatsbürgertums und der Loyalität gegenüber dem Vaterland machen würde, indem ich dann und wann einen kleinen Rapport über alles einreichen würde, was sie sagten und taten, ganz besonders natürlich über ihre politischen Sympathien. Ich sagte nein, doch sie kamen wieder. Ich lehnte erneut ab, worauf sie im grossen Zorn fortliefen. Als sie wieder erschienen, durchsuchten sie meine ganze Habe. In einem Koffer fanden sie eine alte, west-deutsche Zeitung, die ich längst vergessen hatte. Das war der rabenschwarze Beweis, den sie suchten. Sie schwenkten sie herum und ängstigten und bedrohten meine Mutter, bis sie weinte. Ich erhielt den Befehl, am folgenden Montag zur politischen Erziehung anzutreten. Ich ging hin, doch war alles so fürchterlich primitiv und unehrlich und verlogen, was sie erzählten, dass ich es nicht mehr aushielt. Ein anständiges, redliches und offenes Leben war unmöglich. Wer das will, für den gibt es in Ost - Deutschland nur 3 Möglichkeiten: entweder das Zucht- resp. Kettenlager in Sibirien, Selbstmord oder Flucht nach dem We-

sten. Ich entschloss mich zum Letztern, obwohl ich wusste, dass es heute auch Selbstmord bedeuten konnte. Aber das musste ich Gott überlassen. Ich musste hinüber und wenn es mein Leben galt.

Im Westen scheint mir sehr schlimm, dass niemand mehr zu wissen scheint, welche wundervolle Gottesgabe die Freiheit bedeutet. Sie wird als ganz selbstverständlich genommen, was gefährlich ist. Und noch eines: Wenn der Westen, Staat oder Kirche, nur den dritten Teil des Geldes in den Film stecken würden, den die Bolschewisten für diesen opfern, könnten sie unendlich viel Gutes tun. Drüben ist der Film das Hauptvergiftungsmittel und das schlimmste Werkzeug für Betrug und Irreführung der Jungen geworden.

Von Frau zu Frau

VON FRAU ZU FRAU

EB. "Von Frau zu Frau" heisst "meine" Rubrik in dieser Zeitschrift. In dieser Rubrik erzähle ich Ihnen von manchen Gedanken, die mir durch den Kopf gehen, und vielleicht denken Sie den einen oder andern Gedanken weiter. Man hofft ja immer, dass die Zeilen, die man schreibt, nicht einfach wie ein Stein im Wasser versinken.

Aber nun stutze ich plötzlich ob dem Titel dieser Rubrik. Wochenlang und jahrelang habe ich ihn hingenommen - und doch stimmt er eigentlich gar nicht. Müsste er nicht eher "Von der Frau aus betrachtet" heissen? Natürlich möchte ich von mir her meine unbekanntesten Schwestern erreichen. Aber vielmehr läge mir doch daran, wenn auch die männlichen Leser davon berührt würden. Wir möchten doch alle nicht nur von unserm eigenen Geschlecht verstanden sein, sondern es liegt uns daran, mit dem andern Geschlecht ins Gespräch zu kommen, ihm begreiflich zu machen, was wir denken und fühlen und warum wir so denken und fühlen.

Überall im Leben begegnen wir einander, in der Familie, im Berufsleben. Und trotz aller einbrechenden "Gleichberechtigung" bleiben wir anders. Glücklicherweise. Dieses "anders" brauchen wir eigentlich nicht uns selbst, die Frau der Frau, zu erklären, sondern wir brauchen nur eine Frau, die es dem männlichen Partner formulieren kann. Sicher gibt es eine rein weibliche Welt, und es gibt Probleme, die nur Frauen beschäftigen. So wie es andererseits auch eine rein männliche Welt mit männlichen Problemen gibt.

Zu grosse Abgeschlossenheit aber wird gar bald lächerlich oder krank angehaucht. Nur Herrenessen oder nur Damenkränzlein - wie schrecklich! Es braucht in erster Linie die Würde des Zusammenseins. Wie sonderbar käme uns in der Zeitschrift "Film und Radio" eine Rubrik vor, die heissen würde: Von Mann zu Mann. Was in "Film und Radio" steht, geht einfach alle an. Sollte unsere "Frauenrubrik" da eine Ausnahme machen? Ich glaube es nicht.

Daneben aber darf man sich so gegen Jahresende doch ein paar andere Gedanken machen, die wirklich - von der Frau her betrachtet - das Thema "Von Frau zu Frau" behandeln. Hätten wir nicht in diesen unsern Beziehungen untereinander noch sehr vieles besser zu machen? Ein bisschen mehr Nachsicht und Humor, ein bisschen mehr Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft, ein bisschen weniger Neid und Missgunst, ein bisschen weniger Geltungsbedürfnis und Dreinreden - wäre da nicht manche Beziehung noch zu verbessern? Vielleicht würde es dann nicht mehr geschehen, dass ausgerechnet wir Frauen PdA-Vertreterinnen stellen. Denn das können ja nur irgendwie unbefriedigte, falsch entwickelte Frauen sein, die als PdA-Vertreterinnen sich wählen lassen und amten. Ausgerechnet jene, die man die Erhalterinnen und Bewahrerinnen des Lebens nennt, vertreten eine Weltanschauung, die nur Unterdrückung, Ausbeutung und Schlimmeres kennt. Wie ist das möglich?

Mir ist so etwas einfach unbegreiflich. Haben wir anderngefehlt? Sind wir in Gleichgültigkeit vorübergegangen, wo wir eine Aufgabe gehabt hätten? Wir hätten es in der Hand gehabt und haben es immer noch, all' jenen Unzufriedenen und Schwankenden etwas Besseres vorzuleben als kommunistische Machtgedanken. Wir müssten es tun, von Frau zu Frau, ganz unabhängig davon, ob wir für oder gegen das Frauenstimmrecht sind. Es gibt heute einfach staatsbürgerliche, weltanschauliche Aufgaben für jede von uns, ob wir es wollen oder nicht.

DAS ZEITGESCHEHEN IM FILM Die neuesten, schweizerischen Filmwochenschauen

- No. 991: Die Jagd nach Blut; Blutspendeaktion - Schmuck und Schönheit; Ausstellung in Neuenburg - Schweizer Fussballsieg in Berlin.
- No. 992: Entwicklungshilfe in der Praxis - Die Bauern vor dem Bundeshaus - Jazz oder Kammermusik? - Frauenfelder Waffenlauf.
- No. 993: Genfer Nuklearkonferenz - Verkehrserziehungsaktion - Billard Demonstration in Bern - Froschmänner als Archäologen - Hunde im Examen; Schweizermeisterschaften der Schutz- und Sanitätshunde in Neuenburg.